

Man betritt ein Bekleidungsgeschäft. In der Absicht, eine bestimmte Mütze zu erwerben, fragt man den Bärtigen an der Kasse: „Haben Sie die auch in Schwarz?“ Nicken, und dann: „Willst du sie mal aufsetzen?“ Spätestens jetzt dämmert einem: Der Ort, den man fälschlicherweise für ein Bekleidungsgeschäft hielt, ist ein cooler Laden, in dem das Du zum Kunden gehört wie der Bart zum Verkäufer.

Solange man sich mit dem schwungvoll aufgezwungenen Du identifizieren kann, ist die Sache nicht der Rede wert. Man stülpt sich mit lässiger Geste die Mütze über und duzt ebenso lässig zurück. Doch was, wenn man nicht so ohne Weiteres bereit ist, via Anrede seiner Mündigkeit beirrat und auf eine Stufe mit Kindern oder Hamstern gestellt zu werden? Dann wird das Du schnell zu einem hochkomplexen moralphilosophischen Problem. Vergegenwärtigen wir uns für einen Moment die beiden Hauptquellen der neuen Duz-Mode, wie sie uns immer öfter in Restaurants, im Einzelhandel oder im Job begegnet: die 68er Bewegung und das Silicon Valley. Das Du des dritten Millenniums zitiert den Geist beider Kulturen. Es verströmt den Duft von Freiheit, Aufbruch, Innovation – zumindest sollte es das tun –, entspringt aber meist einer Verordnung. Einer Regel. Einer Norm, die das zuvor Anomale zum Standard erklärt, indem sie neue Praktiken des Umgangs schafft: Wo „Herr Meier“ war, soll jetzt „Theo“ sein.

Wann immer wir etwas sagen, tun wir etwas: Diese Erkenntnis geht auf den britischen Philosophen John L. Austin (1911–1960) zurück. Wenn ein Pfarrer mit einem schreienden Baby auf dem Arm verkündet: „Ich taufe dich ‚Lea‘“, verleiht er ihm einen Namen, ein Geschlecht. Wenn wir in Gegenwart unseres Verlobten und eines Standesbeamten erklären: „Ja, ich will!“, lassen wir uns von diesen Worten in die Ehe befördern. Jeder sogenannte Sprechakt entfaltet seine Wirkung in bestimmten normativ verbindlichen sozialen Ritualen (wie dem der Eheschließung oder der Taufe), die wir als „norm al“ akzeptieren. Wenn wir nun Herrn Meier plötzlich „Du, Theo“ nennen, tragen wir dazu bei, ein neues Ritual zu schaffen, das die bisherige Rollenverteilung Ober – Unter durcheinanderbringt. Wir machen diesen Mann dann zu einer Person, die uns vertraut ist; mit allen Konsequenzen. Welchen? Die atmosphärische Wirkung von „Theo“ innerhalb des frisch implementierten Wir-sind-modern-wir-duzen-uns-Rituals verspricht, alles Mögliche aus Herrn Meier zu machen. Einen Freund? Ein neues Mitglied unserer eigenen – womöglich antikapitalistisch gesonnenen – Wertegemeinschaft? Ein Kind?

Vielleicht möchte Herr Meier gar nicht geduzt werden. Weder im Büro noch beim Bestellen eines Schnitzels noch beim Kauf einer Mütze. Vielleicht findet er persönlich es nicht normal, uns zu duzen, genauso, wie er es unnormal fände, seinen Hund zu siezen: „Verzeihung, Herr Hasso, aber würden Sie bitte nicht aufs Trottoir pinkeln?“ Doch er hat keine Wahl, er muss, wenn er der jeweiligen Firmenpolitik zustimmen will, mit der neuen Norm konform gehen. Einer Norm, die für Takt und Toleranz des Andersartigen nicht viel übrig hat.

Von wahrer Wertschätzung und falscher Vertrautheit

Denn das formlose Du enthält ja nicht immer, was das förmliche Sie stets impliziert: Wertschätzung und Respekt. Achtung vor den ganz persönlichen Meinungen, Überzeugungen, Neigungen des Gegenübers, die von den unsrigen massiv abweichen können; Achtung vor seiner Fähigkeit, selbstständig Entscheidungen zu treffen; Achtung als „Anerkennung einer Würde an anderen Menschen“ (Immanuel Kant). Um jemanden zu respektieren, muss man ihn nicht mögen. Man kann ihn sogar hassen. Es geht einzig und allein darum, ihn als Person zu würdigen, die zu autonomem Denken und Handeln fähig ist. Warum nicht mit einem Du?

Ganz klar: Die Atmosphäre der Vertrautheit, die ein Du schafft, kann viel zur zwischenmenschlichen Verständigung und wechselseitigen Identifikation beitragen; dazu, aus einem Bekannten einen Freund zu machen. Ist das Du jedoch Teil eines standardisierten Geschäftsmodells, kann es das Gegenteil bewirken: Befremden. Unsicherheit. Muss ein Coffee-shop-Mitarbeiter eine Rentnerin nach ihrem Vornamen („Annegret“) fragen, ihn auf einen Pappbecher kritzeln und dann auch noch lauthals rufen: „Anni, deine Latte, hier!“? Nur weil dieser Sprechakt Teil einer ritualisierten Praxis ist – eine Norm, die der Kundenbindung dienen soll?

Nein. Er muss nicht. „Eine freie Gemeinschaft ist eine, in der die Möglichkeit zum Normbruch gegeben ist“, meint der Rechtsphilosoph Christoph Möllers (*1969). Nur weil etwas plötzlich normal ist, muss es noch lange nicht gut und richtig sein. Einen Mitarbeiter oder Kunden ungefragt zu duzen, ist nicht automatisch das beste Mittel, sein Vertrauen zu gewinnen. Jeder sollte ein Recht auf ein Sie haben. Ein Recht, für voll(jährig) genommen zu werden. Stellen wir die neue Duz-Norm also ruhig mal in Frage: Siezen wir zurück! Und zeigen uns damit freier und innovativer, als es ein aufgezwungenes Du je sein könnte.